**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 19 (1929)

**Heft:** 18

**Artikel:** Vorfrühling

**Autor:** [s.n.]

**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-638271

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 10.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Jetzt aber stehn wir vor deren Nachbildung und lesen ergriffenen Herzens die Verse, die des Dichters feuriges Herz, Charlottes gedenkend, ihm diktierte.

Die Jubellieder der Vögel allein unterbrechen auf liebliche Art die Stille. Die Bäume neigen und wiegen die Wipfel im leisen Windhauch, die Gesträuche flüstern, das Gras zittert und wispert. Langsam durchschreiten wir nun den langen Gartenweg, der von Buchs gesäumt ist, den Goethe so oft auf und ab wandelte, die Hände auf dem Rücken, die Stirn gesenkt, sinnend, dichtend, oder das Haupt dem Himmel entgegen gehoben, freudig erwartungsvoll der Freunde harrend.

Nichts störte seine Ruhe; das Gartenhaus und sein idyllischer Garten, in dem er nicht nur sich erging, sondern in zäher Arbeit grub und pflanzte, war seine Zuflucht, sein Eiland des Friedens, auch als er es nicht mehr dauernd bewohnte.

Wir sitzen an des Dichters Lieblingsplatz, von wo der Blick damals noch ungehemmt von Bäumen über die weite „liebe Wiese" schweifte, zum Park seines fürstlichen Freundes Karl August hinüber, der Sommers über oft das kleine „römische Haus" bewohnte, um Goethe nahe zu sein. Nahe dem Häuschen plauderte die Ilm, dieses liebe stille Flüßchen, über das die Bäume sich neigen und es grün beschatten und färben, und wie heute, sangen auch damals die Vögel inbrünstig ihre Liebeslieder.

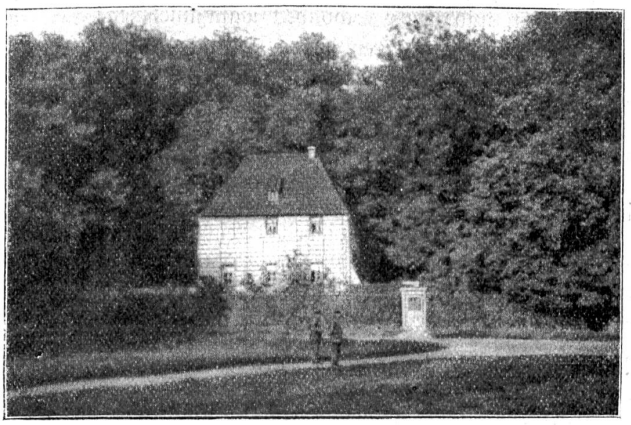
Wir hatten das Glück, allein das Gartenhaus betreten zu dürfen. Ehrfurchtsvoll standen wir in den vier kleinen Stuben, die ein großer Genius für alle Zeiten weihte. Hier verlebte Goethe seine glücklichsten Jahre, hier schuf er unsterbliche Werke; „Faust" und „Egmont" blieben freilich hier noch unvollendet liegen, aber „Iphigenie", „Tasso", „Die Geschwister" und eine Ernte der herrlichsten Gedichte: „Wanderers Nachtlied", „An den Mond", „Erlkönig" erstanden köstlichen Früchten gleich an diesem Orte des Friedens und der Beschaulichkeit. „Mein Garten ist mir, was er sein soll, Zufluchtsort, so hat er für mich einen unaussprechlichen Reiz", so schrieb er, als er die große Stadtwohnung bezog. Und sein Zufluchtsort bis ins hohe Alter blieb ihm das Gartenhäuschen.

Hier, in dem einfachen Arbeitszimmer, am Schreibtisch sitzend oder auf dem sonderbaren hohen Stuhl am Schreibpult, schuf sein Genius unsterbliche Werke; in diesem Zimmerchen da stand wie heute sein Lager, ein niederes Bettgestell, das er sich selbst ausgedacht hatte und konstruieren ließ; zusammengelegt, wurde es zum Reisekoffer, der ihn überallhin begleitete. Aus Italien stammen die großen Stiche, die das Empfangszimmer schmücken. Wie oft mag der Blick seines mächtigen Auges auf diesen Zeugen seiner Begeisterung geruht haben! Italien, das Sonnenland, das Land der Künste, war und blieb seine sehnsuchtsschwere Liebe.

Alles steht und ist wie es vor 150 Jahren war, auch die aus rotem Backstein gefügte kleine Küche, in der gar mancher Braten schmorte, denn Goethe liebte ein gutes Essen mit frohen Gästen. Da war das Mahl gewürzt von geistvollen und witzigen Reden, da saßen die Geistesherren Schiller, Herder, Wieland, Humboldt um den reichbesetzten Tisch, die Herzogin Anna Amalia, die die Künstler und Dichter an ihren Hof zog, ihr Sohn Karl August, Goethes Freund bis zum Tode, die Schauspielerin Corona Schröter, in bunter Reihe; hoch über allem aber herrschte das Dichterantlitz Goethes.

An diesem Gartentörchen stand er, an dem heute noch die Glocke altmodisch reizend bimmelt, und wartete unruhvoll auf das Kommen der Frau von Stein, mit der ihn fast ein Menschenalter lang Bande der Liebe und Freundschaft verbanden; hier stand er auch oft im Gespräch mit seinem Dichterfreund Friedrich Schiller, wenn sie von einer Wanderung heimkehrten. Der Weg, die Gartenhecke, die Bäume und Blumen, die weiten Wiesen haben die Worte dieser Gewaltigen in sich aufgenommen, deshalb ist die ganze Umgebung wie ein verzauberter Märchengarten.

Die Goethestimmung pflanzt sich auch durch den weiten herrlichen Park fort, den der Dichter mit seinem herzog-



Das Goethe-Gartenhaus im Park zu Weimar.

lichen Freund anlegte und der für Weimar ein unschätzbares Kleinod bedeutet.

Wir gehen ungern weg von dieser Stätte, die nirgends auf der Welt ihresgleichen hat. Pietätvoll wird das Gartenhäuschen unterhalten; der Garten wuchert in seliger Wildnis, aber nicht ungepflegt; die Wege sind vom Unkraut berfreit, das Steinpflaster vor dem Eingang ins Haus, festgefügt, wenn auch höckerig und beschwerlich wie damals, als sein Fuß es betrat. Ueber das Schieferdach neigen die mächtigen Bäume ihre jetzt eben im süßesten Maigrün prangenden Aeste, wie mit zärtlichen Armen das Häuschen des größten Dichters aller Zeiten schützend umfangend.

„Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbstgepflanzter, wuchs empor;
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Wachsen fort."

(Goethe.)

# Vorfrühling.

Wieder seh' ich jenen Schimmer,
Jenen Schimmer an den Bäumen,
Der mir sagt, es könne nimmer,
Lange mehr der Frühling säumen.

M. Greif.

Eine leise Sehnsucht liegt über der Landschaft, ein stilles Drängen nach Leben, Licht und Sonne. Aprilwinde brausen durchs Land, jagen Wolken vor die Sonne, knicken und brechen, was dürr und morsch ist, lassen nur stehen, was den starken Trieb zu neuem Leben zeigt. Die Erde aber durchzittert ein Beben, ein Beben der Freude ob dem, was langsam keimt und wird.

Die braunen Winterknospen schwellen, zarte grüne Köpfchen drängen hervor, grüne Grashalme, die ersten Blumen zeigen sich, Saatkeime heben braune Schollen und suchen durch Ritzen und Spalten ihren Weg zu Sonne und Licht.

Merkwürdig, die Luft erscheint so warm! Schmeichelnd wie eine zarte Frauenhand legt sie sich um unsere Sinne, löst und taut auf, was gleichsam in winterlichem Frost gefangen, schafft Stimmung und Lebensfreude.

Das mystische geheimnisvolle Erwachen und Geschehen, das wir vielleicht nicht spüren, wohl aber ahnen, die nahende Erfüllung unserer Sehnsucht nach Leben und Schönheit machen unsere Seele weit und zaubern ein Leuchten in unsere Augen, das den grauen Alltag heller stimmt. Seltsame Ur-

gesetze, die Leben und Sterben im Gleichgewichte erhalten, treten in Kraft. So manche stille Sehnsucht küßt der Frühling wach, so viel leises Hoffen vernichtete der Frost.

Leise gährt es in den Knospen; man möchte so feine Sinne haben, um dieses Sichdehnen, diesen Weckruf zu neuem Leben und neuer Schönheit wahrzunehmen!

Es liegt etwas Freudiges, Tröstliches in dieser Erwartung auf kommende Freuden. So manches erscheint ja aus der Ferne heller und fleckenloser als es die Nähe offenbart. Es liegt ein eigener Reiz über dem Hoffen und der Erwartung, den die Erfüllung nicht mehr kennt . . .

Der Frühling kommt . . . Wir ahnen schwellendes Leben, eine Verbundenheit mit der Natur, welches zu Andacht stimmt, und eine zukunftsfrohe Gewißheit erleichtert manche Sorge. Wir sehen Knospen, die sich öffnen, deren Blüten uns grüßen werden, denken an kommende Tage voll Frühlingslust und Sonnenschein . . .

Die Sonne spielt in den Zweigen, gleitet die rauhe Rinde herab und grüßt frohe Menschen, deren Herzen die Sehnsucht füllt.

Ein Duft von jungem Leben durchdringt den Hain, ein Klang von Freude und Lenzeslust grüßt sieghaftes Keimen und Werden . . .

Schon ziehen junge Menschen durch Feld und Wald und wollen dem Frühling entgegen. Lieder säumen ihren Weg. Es ist ein junges, starkes Geschlecht, und ihre Bewegungen sind lachende Freude und Lebensbejahung. Und hoch im Wipfel singt eine Amsel ihr Morgenlied . . . Der Frühling kommt, der Frühling . . . ar.

# Ferdinand.

Eine Skizze von U. W. Züricher.

Sebastian Freudiger, der Gemeindeschreiber von Gütterlingen, besaß gerade so viel Selbstbewußtsein, als er mit Recht glaubte, haben zu dürfen. Er wußte genau, daß von ihm keine neue Epoche in der eidgenössischen Geschichte datieren werde; aber er wußte ebenso genau, daß er sein Amt gewissenhaft erfüllte, daß sein Ruf als der eines Zuverlässigen begründet war, und daß viele, die bei ihm Rat suchten, wirklich solchen erhielten, brauchbaren und gern gegebenen. Seine innere Ausgeglichenheit und gleichmäßige Freundlichkeit machten ihn zu einem beliebten Gesellschafter. Er war fröhlich mit den Fröhlichen und hatte den Grundsatz: Ich lebe und ihr sollt auch leben. Er trank mit guten Freunden gern einen reellen Tropfen, ohne je der Unmäßigkeit zu verfallen. Dazu war er zu klug und zu selbstbeherrscht. Für Enthaltsame hatte er ein wohlwollendes und etwas überlegenes Lächeln und wußte manchen guten Witz über sie zum besten zu geben. Nicht sehr früh, nicht sehr spät fand er eine Gefährtin. Anna Barbara Braun war Lehrerin in Gütterlingen, ein frisches Geschöpf mit lebhaften Augen. Sie hatte so einen gewissen Zug ins Großartige, und der junge Herr Freudiger erschien ihr wie die Erfüllung dieses Zuges. Kurz, sie heirateten und wurden ein glückliches Paar. Zuerst kam ein Bub, dann ein Mädel und dann wieder ein Bub. Als dieser zweite Bub geboren war, gab Frau Annebäbi die Schule auf, um sich mehr ihren Kindern widmen zu können. Den zweiten Buben aber nannte sie Ferdinand, zu Ehren des Malers Hodler, der damals gerade in den Zeitungen seine erste heiß umstrittene Anerkennung erlebte. Ferdinand hatte eine prächtige Kinderstube. Nicht nur die Eltern, sondern auch die ältern Geschwister, der stillere Heinrich und die muntere Regula, alle hatten ihn ins Herz geschlossen. Aber Ferdinand war auch ein Kerlchen, das sich Liebe zu erobern wußte. Das lachende Frohgesicht konnte ganze Wolkenbänke und Nebelschwaden aus den Gesichtern verscheuchen. Auch Vater Sebastian wurde von dem übermütigen und begabten Bürschchen oft genug gerade dann entwaffnet, wenn er strengere Saiten aufziehen wollte. Die Mutter liebte alle ihre Kinder; aber Ferdinand war ihre große Lebenshoffnung. In der Schule war Ferdinand Führer bei allen Streichen, aber auch Klassenerster, und so ging manches stillschweigend durch, was bei andern großen Rumor verursacht hätte. Und zum Entzücken seiner Mutter machte er seinem Namen Ehre, und er zeichnete ganze Hefte voll, wenn die andern im Holzschopf, Haus und Garten mithalfen. Der Ferdinand, ja, der mußte doch seinen eigenen Weg gehen. Er war doch der Begabte.

Und die Jahre vergingen. Heinrich wurde Gärtner, Regula Handarbeitslehrerin, und Ferdinand schwitzte durchs Seminar. Er war kein schlechter Schüler; aber da die Konkurrenz schärfer war als in Gütterlingen, so fiel sein Genie nicht so sehr auf. Es gab eben neben ihm auch andere, die auch nicht auf den Kopf gefallen waren. Aber Talent zum Zeichnen besaß er entschieden. Eine treffsichere Karrikatur des Zeichenlehrers machte auf Umwegen, bei denen ein Kollege eine Rolle spielte, sogar die Runde im Lehrerzimmer.

Das Nachbardorf von Gütterlingen war Feuerstein. In frühern wilden Zeiten, an die sich übrigens noch merkwürdig viele erinnerten, haben sich die Gütterlinger- und die Feuersteinerbuben Schlachten geliefert, die Jungburschen sich wegen den Mädchen die Köpfe blutig geschlagen und die gesetzten Männer einander gegenseitig etwas von oben herab betrachtet. Immerhin traf es sich, daß Feuerstein gerade eines Lehrers bedurfte, als Ferdinand das Patent in der Tasche hatte, und da er doch wenigstens aus der Nachbarschaft war, und Nachbarn möglicherweise doch noch edlere Menschen zu sein pflegen als unbestimmtes Menschenvolk aus unbestimmten fremden Gegenden, wurde Ferdinand zur Freude seiner Eltern gewählt.

Ferdinand Freudiger von Feuerstein! — Donnerwetter, das klang nicht übel! Das war beinahe adelig. Der junge Lehrer machte Aufsehen, besonders bei den Mädchen, und als er den gemischten Chor dirigierte, meldeten sich viele Jungfräulein, die mehr wohlgestaltet und kußreif waren, als daß sie ihre Stimme gerade zum Gesangvereinsmitglied vorherbestimmt hätte. Ferdinand gefiel das gewaltig. Es war ihm keineswegs peinlich, sich so beliebt zu wissen! Merkwürdigerweise war er es auch bei den jungen Burschen, mit denen er frisch und fröhlich jaßte und kegelte und bei einem guten Glase die besten Geschichten und allerneuesten Späße stets auf Lager hatte. In der Feuerwehr wurde er Spritzenmeister und im Schützenverein Sekretär. Kurz, er wurde bald überall in Anspruch genommen. Die Sonne stand hoch am Himmel und der Wolken waren wenige. Freilich kam er hie und da benebelt nach Hause, und als er einmal in einer Scheune übernachtete statt in seiner Lehrerwohnung, die er mit Aufbietung aller Kräfte eben nicht mehr hatte finden können, da geschah's, daß ihm ein alter, redlicher Feuersteiner wohlwollend warnend auf die Schultern klopfte. Aber Ferdinand war gar nicht zerknirscht, sondern er erzählte dem Wohlwollenden lachend, er hätte mit den größern Buben gerade etwas über die Selbstentzündung des Heustockes durchgenommen, und da seien doch eigene Studien notwendig geworden.

Die Mädchen sprachen viel über ihn, so viel, daß eins das andere ansteckte. Nun schwärmen Bauernmädchen nicht so ungeniert wie Stadtmädchen, aber daß ihnen ein junger Mann mehr Eindruck macht, von dem sie wissen, daß er auch den andern gefällt, das wird doch stimmen. Es ging nicht mehr lang, so gab's eine junge Frau Freudiger. Das war die birkenschlanke, pfirsichweiche Therese Leu, deren resolute Energie in ihren Mädchenjahren noch wie fröhliches Selbstvertrauen wirkte. Die beiden waren auch am Anfang sehr verliebt. Den ersten Schatten gab's in einer Samstagnacht, als das junge Frauchen sehnsüchtig ihren Ferdinand erwartete und der immer und immer nicht erschien. Therese bekam Angst. Herrje! herrje! wenn's mit ihm was gegeben hätte! Sie ging nicht ins Bett. Sie wartete. Nach Mitternacht rückte er an, ja, aber im Zickzack. Und als er nach Wirtshaus und stinkigem Tabak roch, gläserne Augen machte und sie mit täppischen Bewegungen umfangen wollte, erschrak